

## Die Staatsphilosophie Platons

Von Bernhard Jansen S. J.

Staatsphilosophie ist bekanntlich etwas himmelweit Verschiedenes von Staatsrecht, von Staatspolitik. Staatsphilosophie ist die Theorie vom Wesen des Staates, ist also Metaphysik, die das Sein einer vollkommenen Gesellschaft bloßlegt. Jede Gesellschaft ist ein Organismus, d. h. die Hinordnung verschiedener Teile auf eine lebendige Einheit, Organismus ist lebendige Einheit in der Vielheit. Aus dieser Definition der Staatsphilosophie erhellt sofort, daß die staatsphilosophischen Theorien der führenden Denker nur aus ihren allgemeinen weltanschaulichen Grundauffassungen zu verstehen sind. Eine streng ethisch oder religiös geformte Philosophie wird eine ganz andere Staatstheorie entwerfen als eine empiristische, naturalistische, eine vorwiegend metaphysisch eingestellte Philosophie wird die Prinzipienfragen ganz anders behandeln als eine kritisch-skeptische. Die tatsächliche Geschichte der Staatsphilosophie bestätigt immer wieder diese a priori feststehenden Haltungen.

Nur unter diesem Gesichtswinkel ergibt sich ein volles Verständnis und eine gerechte Würdigung der philosophischen Leistung, die in der uns durch die Fragestellung der Gegenwart wieder besonders nahegerückten Staatstheorie Platons vorliegt. Platon hat durch seine Philosophie wie wenig andere in die geschichtliche Entwicklung der Staatstheorien eingegriffen; sowohl wegen der überragenden Bedeutung seiner Gesamtpersönlichkeit wie wegen der gedanklichen Inhalte seiner Ausführungen.

Daß die praktische Philosophie im Mittelpunkt der gewaltigen und vielseitigen Geistesarbeit Platons steht, daß im besondern die tiefsinnige, umfassende Theorie des vielleicht genialsten Metaphysikers aller Zeiten sich völlig der Tätigkeit unterordnet, könnte überraschen. Verliert sich sein Eros nicht fast traumartig in den transzendenten Höhen des Allgemeinen, der reinen Ideen, in den dialektischen Feinheiten und Unterscheidungen der Logik, in den grüblerischen Abstraktionen der Mathematik? Und doch ist es so, daß all dieses Spekulieren von dem urwüchsigen Glauben an den alles überragenden Wert des sittlich Guten getragen und richtungweisend bestimmt wird, daß all die trüben Lebenserfahrungen den Willen zur Verwirklichung des Staates als der Verkörperung der sittlichen Idee nicht brechen konnten.

Platon ist in seiner Jugend der begeistertste, aufnahmefähigste Schüler des in vieler Beziehung, in gesellschaftlicher, künstlerischer, spekulativer, so ganz anders gearteten Sokrates. Sokrates aber ist ganz Ethiker, will nur „Entbinder“ des Guten sein, fühlt in sich den von der Gottheit kommenden Beruf des Volkserziehers, des Reformators seiner tief gesunkenen Umgebung. Dieses große Erbe tritt Platon an. Am liebsten hätte er sich nach dem Tode des Meisters (399) der Politik in irgend einem einflußreichen Staatsamt Athens, entsprechend seiner vornehmen Herkunft, sorgfältigen Bildung und dem damaligen Brauch, gewidmet. Nur die klare Einsicht



in die völlige Hoffnungslosigkeit auf Erfolg seiner hochfliegenden, idealen Absichten in den damaligen verkommenen Zuständen führten ihn nach den großen Wanderungen in Nordafrika und Süditalien, wo er Land und Leute reichlich kennen lernte, zu der festen Überzeugung, daß alles sittliche Handeln auf klaren Erkenntnissen ruhe, daß die Verbesserung der Völker durch die Führer erfolge, diese aber in sorgfältiger, langjähriger Schulung heranzubilden seien. So verzichtete er auf unmittelbare staatsfördernde Betätigung und gründete die Akademie. Diese vielberufene Akademie ist ja zubereitet und zutiefst eine Lebensgemeinschaft, nicht bloß ein Lehr- und Lernkörper einer fein differenzierten Elite ideal veranlagter jüngerer und älterer Männer.

Daß es nur die hoffnungslosen Verhältnisse der Heimat waren, die ihn die praktische Mitarbeit an dem Aufbau des Staatslebens, zu Gunsten weitblickender theoretischer Untersuchungen opfern ließen, und daß er auch diese letztlich in den Dienst der Praxis stellte, zeigen die dreimaligen Versuche, in Sizilien durch Dionysius den Ersten und Zweiten und Dionysius seinen ethischen Ideale in die Wirklichkeit zu übersetzen. Es verlangte den ganzen Idealismus eines Platon, nach den beiden ersten, völlig fehlgeschlagenen Versuchen, die ihm Verfolgung und Schmähungen eingebracht hatten, noch im Alter von fast siebzig Jahren einen letzten vergeblichen Vorstoß zu machen.

In der Akademie werden die Probleme im regsten Austausch nicht bloß durchdacht, sondern auch durchlebt, wie sie in ihrer literarischen Prägung, in den dramatisch bewegten, künstlerisch geformten Dialogen heute noch in ihrer Lebensnähe uns packen, durchleuchten, begeistern. Wir wissen ja jetzt nach einem Jahrhundert „Platonprobleme“, wie sie den Werdegang, das persönliche Ringen des nie rastenden philosophischen Eros des Dichterphilosophen unnachahmlich wiedergeben. Die Dialoge der Frühzeit des Schaffens in den Dreißigern stehen formell und inhaltlich noch ganz im Bann des Lehrers: die Auseinandersetzungen gelten wie bei ihm dem Kampf gegen den ethischen Subjektivismus und Relativismus der Sophisten und der Bestimmung des sittlich Guten und seiner verschiedenen tugendlichen Betätigungen.

Wenn auf dem Höhepunkt des Manneschaffens der Ausbau der spekulativen Metaphysik in der Formierung der transzendenten allgemeinen Ideen als des wahren Seins den breitesten Raum einnimmt und diese Breite die Behauptung von der Tiefe und Höhe der praktischen Zielsetzung zu widerlegen scheint, dann wird die folgende Ausführung der Architektonik des Wissensbaues, die Forderung der streng intellektuellen Grundlegung des Wollens durch die Erkenntnis diese Behauptung rechtfertigen. Das gewaltigste Werk des Philosophen, die zehn Bücher vom Staate, die in etwas loser literarischer Aufmachung alle Seiten der Platonischen Weltweisheit darstellen, sind der beste Beweis dieses unsere ganzen Ausführungen vereinheitlichenden Leitsatzes: die Behandlung der Gerechtigkeit, der individuellen und sozialen, steht derart im Mittelpunkt, daß sie Sein und Gefüge aller Einzelteile bestimmt.

Das Schrifttum der Altersperiode endlich in den letzten zwanzig Jahren



(370—347) zeigt, wie stark die ethischen Ideale noch in Platon arbeiten, an einem Ausgleich mit den vielfachen Ernüchterungen und Erfahrungen arbeiten. Zeuge dessen sind neben dem „Philebos“ der „Politikos“ mit den tief eindringenden Erörterungen über Wesen und Aufgabe des wahren Staatsmannes und der Scheidung und Wertung der verschiedenen Staatsverfassungen, vor allem das nicht abgeschlossene, umfangreichste letzte Werk über den zweitbesten Staat, die „Gesetze“.

Scharfsinnige dialektische Begriffsbestimmungen und Einteilungen, tief eindringende metaphysische Untersuchungen und Begründungen, ethisch hochfliegende Erwägungen, psychologische und ästhetische Analysen, feinsinnige pädagogische Anweisungen kreuzen sich, um das Wesen des sittlich Guten, das letzte Ziel und die höchste Norm des menschlichen Tuns, das Wesen der Tugend, das Verhältnis von Erkennen und Streben, von Pflicht und Lust in ihrer Aneignung, die verschiedenen Betätigungsweisen der sittlichen Fertigkeiten in der Form der vier von Platon grundgelegten Kardinaltugenden, die Willensfreiheit als die psychologisch metaphysische Vorbedingung der Sittlichkeit, den Anteil der Vernunft und der niederen Seelenteile sowie der Vererbung und körperlichen Veranlagung, die Sanktion der sittlichen Ordnung und Betätigung in diesem und im jenseitigen Leben herauszuarbeiten und trotz des systemfreien, zeitlebens nicht abgeschlossenen Philosophierens zu einem einheitlichen Ganzen der Ethik zu verknüpfen.

Vorhin sahen wir bereits, wie der geniale Begründer der europäischen Metaphysik, der wie kein zweiter Denker auch geschichtlich durch seine großen Schüler Aristoteles, Plotin, Augustinus die Entwicklung der griechischen und christlichen richtunggebend bestimmt hat, in den Jahren seines fruchtbarsten, persönlichsten Schaffens in der Seinsbetrachtung, in der Bestimmung der wahren Wirklichkeit die bei Sokrates noch fehlende ontische Begründung der sittlichen Ordnung gibt. Es gilt, diese ureigenste Geistestat Platons zu verstehen und zu würdigen. Mit ihr tritt etwas ganz Neues und Großes in die Geschichte der Philosophie aller Zeiten und Geschlechter ein. So verfehlt dieser erstmalige Versuch im einzelnen ist, so tiefgreifend und weitend ist der Grundgedanke. Nur von hier aus versteht man Aristoteles, Plotin, Augustinus und Thomas als Weltweise, Nichttheologen. Nur von diesem Intellektualismus erschließt sich der Sinn der Ethik Platons, seiner Staatsphilosophie.

Wohl hatte auch Sokrates als echter Grieche, dem der Logos, der zu formende Logos im Blut liegt, die Ethik in nächste Lebensnähe zur nüchternsten Logik gesetzt. Ohne klare Einsicht, ohne bestimmt umschriebenes Wissen, ohne unwandelbare, ewig gültige Begriffe und Definitionen ist auch nach ihm ein ethisches Handeln, ein sittlicher Charakter nicht möglich. Nicht nur die eine Seite des Grundsatzes der Sophisten, den bekanntlich Nietzsche ihnen entnommen hat, alles ist erlaubt, sondern auch die andere, nichts ist wahr, galt es zu widerlegen. Daher das sokratische Induktionsverfahren in der Gewinnung eindeutiger Tugendbegriffe.

Diesen Gedanken greift der unvergleichlich tiefere und allseitigere Schüler auf. Er bleibt aber bei der bloßen logischen Forderung nicht stehen.



Logik als menschliches Verstandestun ist normiert, gemessen an der überindividuellen, übermenschlichen, zeit- und raumlosen Wahrheit. Ohne weiteres, ohne ableitende Begründung steht dem großen Intuitionisten, dem plastisch denkenden und gestaltenden Künstler, dem erkenntniskritisch ungebrochenen griechischen Philosophen fest, daß diese Wahrheit nicht wie etwa in dem neuzeitlichen Denken ein frei schwebendes, rein logisches Transzendentalbewußtsein im Sinne Kants oder ein unmögliches objektiv gegebenes, an sich seiendes Mittelreich zwischen reiner Vernunftbetätigung und sachlichen Verdinglichungen im Sinne der heutigen Geltungstheorien, sondern wie bei Augustinus ein wirkliches, metaphysisches, existentielles Sein ist, hat bzw. in ihm gründet.

Wo ist nun dieses Wahrsein verwirklicht, auf das die logischen Begriffe als ihren Gegenstand, als ihr Gemeintes, als ihre Erfüllung, als ihr Ideal, als ihren Wert intentional gehen? Welchen Seinsgestalten haftet die auszeichnende Note der Allgemeinheit, Notwendigkeit, Raum- und Zeitlosigkeit, Unveränderlichkeit, Ewigkeit an? Nicht den erfahrbaren, sinnfälligen Dingen, die ja, wie Heraklit mit Recht gelehrt hat, in ständigem Fluß sind, ein bloßes Werden, kein Sein enthalten. Das wahre Sein ist das geistige Sein der Eleaten, es ist nur der Vernunft, dem Geist zugänglich. Aber nicht in der Form ihres strengen Monismus, sondern in gesetzmäßig verlaufenden, differenzierten Schichtungen, entsprechend der Vielheit und Verschiedenheit der allgemeinen Begriffe, die alle wahr sind, alle ein Anderes meinen und darum ebenso viele Seinsgegenpole verlangen. So steht denn vor dem Seherblick des Platonischen Eros das Wirklichkeitsreich der an sich seienden Ideen, sie sind das Allgemeine, Notwendige, Ewige, das wahre Sein, durch Teilnahme an ihm existiert das Schattenreich der sinnfälligen Erfahrungswelt, das Einzelne, Zufällige, Zeitliche. Alles Wissen geht auf diese idealen Gegenstände.

Die Ideen sind zugleich die höchsten Normen des Handelns, die höchsten Werte, nach denen die diesseitige Welt zu beurteilen ist. Die Platonische Philosophie ist in ihrem tiefsten Sinn Wertphilosophie, in der freilich die Werte sachlich mit dem Sein, in dem sie gründen, dem sie anhaften, zusammenfallen. Dieser Charakter kommt vor allem dadurch zum Ausdruck, daß die Pyramide der nach ihrer Allgemeinheit und ihrer Seinsfülle geschichteten Ideen in der Idee des Guten und Schönen gipfelt. Das Gute und Schöne, das mit dem persönlichen Gott zusammenfällt, ist die Sonne, die allen andern Ideen Sein, Wahrheit, Gutheit vermittelt. Wenn mithin das ethische Wollen ganz und gar auf dem rechten, wahren Erkennen ruht, die Idealwelt aber der Gegenstand alles Wissens ist, dieses Wissen weiterhin ein streng philosophisches ist und nur in der langen, bewußten Schulung der Dialektik und Metaphysik erworben wird, dann leuchtet die Notwendigkeit und die Schwierigkeit der philosophischen Spekulation, ihre Bedeutung für die Ethik ein.

Schon mit diesen, Person und Denken Platons allgemein kennzeichnenden Ausführungen ist Wesen und Aufgabe seiner Staatsphilosophie zu einem guten Teil dargelegt. Die Individualethik und ihr integrierender Bestandteil, die Ideenlehre oder die Dialektik und Metaphysik, sind nämlich



vollständig in die Staatsphilosophie eingebaut. Noch mehr: die Staatsphilosophie ist ihrem ganzen Wesen nach Sozialethik, Platon ordnet nicht bloß alle Einzelaufgaben, die wirtschaftlichen, sozialpolitischen, künstlerischen, wissenschaftlichen, vollständig dem einen Endziel, der Verwirklichung der ethischen Ordnung, der Darstellung der sittlichen Idee, wie später Hegel, unter. Sein ethisch-religiöser Idealismus, seine transzendente, metaphysische Einstellung, seine teilweise Weltfremdheit nimmt seinen weiten, starken Geist derart in Anspruch, daß er darüber die nüchterne Wirklichkeit grobenteils übersieht, die natürlichen Anlagen wie die der beiden Geschlechter, die naturhaften Institutionen wie die der Familie und des Privateigentums sinnstörend vergewaltigt, über den Allgemeinbetrachtungen den verwickelten, an tausend Umstände verhafteten nüchternen Weg zum Einzelnen, Konkreten, Geschäftlichen, Rechtlichen, Alltäglichen gar nicht findet. Ethisches Handeln aber ist vor allem logisch-metaphysisch wahres Erkennen. Zeitlebens überschätzt Platon die Bedeutung des theoretischen Wissens für das Handeln, speziell das sittliche Tun, trotz allen Ringens und Fortentwickelns bleibt er in dem verhängnisvollen Grundirrtum, dem einseitigen Intellektualismus des Sokrates stecken: sittliches Handeln ist gleich richtigem Erkennen, niemand ist wissend verkehrt. In dem bekannten Motto der „Politeia“ (V 473 C), das Georg von Hertling, ebenso bekannt als Denker wie als Politiker, gern anzuführen pflegte, kommt der alles überragende Wert der Spekulation für die Staatsphilosophie zum Ausdruck: Es wird nur dann mit der Gesellschaft gut bestellt sein, wenn die Herrscher Philosophen oder die Philosophen die Herrscher werden.

Die Staatsphilosophie Platons deckt sich mit seiner Sozialethik, sahen wir. Damit taten wir den einen Schritt zum Eingang in das innerste Wesen der ersteren. Noch ist ein zweiter Schritt zu tun zu ihrem vollständigen Verständnis, zu ihrer allseitigen Würdigung. Die Sozialethik fällt mit der Individualethik zusammen. Platon setzt die streng seinsmäßige, metaphysische Einheit der menschlichen Einzelpersönlichkeit der weit lockereren, funktionellen, moralisch-rechtlichen Einheit der Gesellschaft, des Staatsganzen völlig gleich. Der Staat ist der Mensch im großen, der alles bevormundende Erzieher. Daher die folgeschweren Verstiegenheiten seiner Staatsphilosophie. Daher das nie zum Abschluß gelangte Ringen um Ausgleich der Spannungen zwischen den Belangen, Rechten und Pflichten des Ganzen, der Herrscher, der Gesetze und der Individuen, der Familie, wie es in der wesentlich verschiedenen Struktur des besten Staates der „Politeia“ und des zweitbesten der „Nomoi“ allüberall sich ausspricht. Daher die bitteren Enttäuschungen und trüben Erfahrungen, die über dem Lebensabend des greisen Philosophen lagern und von denen u. a. sein siebter Brief ein anschauliches Bild gibt. Aristoteles setzte hier mit seiner berechtigten Kritik ein. In echt wissenschaftlicher Zucht gibt er eine strenge Begriffsbestimmung des Staates, des Bürgers, was bei Platon fehlt. Und noch eins, wie Platon wegen seiner einseitigen ethischen Einstellung für die wirtschaftliche und rechtliche Seite kein Verständnis hat, so kümmert er sich ebensowenig um die Beziehungen seines



Stadtstaates zu andern Staatsgebilden, kaum werden die Selbstverteidigung und deren Maßnahmen erwähnt.

Die verhängnisvollste Auswirkung der Gleichsetzung der individuellen und sozialen Sittlichkeit ist die völlige Unterordnung des Einzelnen unter den Staat. Die Gesellschaft ist autonomer Selbstzweck, dem der Mensch restlos eingeordnet ist. Damit fällt Platon freilich aus der Gesamthaltung des griechischen Heidentums nicht heraus. Erst in der christlichen Atmosphäre kam die Idee der freien sittlich-religiösen Persönlichkeit, ihr Hinausragen über die Aufgaben und Rechte des Staates zum Durchbruch. Erst auf Grund jahrhundertelanger Erfahrungen hat sich eine Gesamttheorie vom Verhältnis der Persönlichkeit zum Gesellschaftsganzen herausgearbeitet, die ihrer sittlich-religiösen, jenseitigen Bestimmung gerecht wird. Und doch hätten diese völlige Unterordnung des Individuums andere zentrale Lehrstücke der Platonischen Psychologie, Ethik, Metaphysik verbauen sollen: Wie reimt sich damit die tiefe, schöne Ansicht, daß die höchste Aufgabe des unsterblichen Geistes Gottähnlichkeit, Gottesdienst ist?

Damit dürfte der Geist der Staatsphilosophie Platons herausgearbeitet sein. Auf die Ausführung und Beschreibung des Einzelnen müssen wir der Kürze halber verzichten.

An die Spitze dieser Betrachtung wurde das Prinzip gestellt, daß die Staatsphilosophie etwas von Staatsrecht und Staatspolitik Grundverschiedenes ist, daß die Staatsphilosophie der führenden Denker nur aus dem Ganzen, aus den Wesenszügen ihrer Welt- und Lebensanschauung zu begreifen ist. Wenn dieser Leitsatz sich irgendwo bewahrheitet, dann bei dem genialen Schöpfer der Metaphysik, bei dem ideal gerichteten Anwalt des Geistes und seines Primats, der ethischen Ordnung als der Gestaltung der Menschheitsordnung überhaupt. Darin gründen die einzigartigen Vorzüge der Platonischen Staatsphilosophie. Kein anderer außerhalb des Christentums stehender Philosoph kommt an ihre Höhe und Tiefe, ihren sittlich-religiösen Ernst heran. Die Platonische Staatsphilosophie weist aber auch all die Irrtümer, Unklarheiten, Verstiegenheiten, Vergewaltigungen und Mängel des wirklichkeitsfremden Idealisten, des einseitig abstrakten, metaphysischen Dichterphilosophen auf.

Es ist eine geschichtliche Tatsache, die bereits erwähnt wurde, daß die Staatsphilosophie Platons wie kaum eine andere, etwa die christliche Augustins ausgenommen, geschichtlich in die Tiefe nachgewirkt hat. Der ethische Idealismus befruchtet die späteren Griechen, besonders Plotin und seine neuplatonischen Nachfahren, Augustinus, das Mittelalter, die beginnende Neuzeit. Vor allem hat die Staatsphilosophie maßgebend die Kritik des Aristoteles gefördert, abgesehen von der unmittelbaren positiven Einwirkung. Aristoteles hat klar die sozialen Entstehungsgründe, Wesen und Bestimmung des Staates herausgearbeitet. Er ist eine vollkommene Gesellschaft, die den Naturzweck verfolgt, ihren Gliedern die allseitigen Bedingungen eines vollkommenen Glückes zu ermöglichen. Aristoteles prägt klar und scharf den Begriff des Bürgers, erhellt das Wesen der Staatsauffassung, gibt eine scharfe Einteilung ihrer verschiedenen Formen. Der hl. Augustinus aber,



dem fälschlich eine rationalistische, antikirchliche Geschichtskonstruktion den Vorwurf macht, er kenne keine unabhängig und vorgängig zur Sünde bestehende, naturrechtlich begründete Gesellschaftsform des Staates, hat bei aller Herübernahme antiker, unmittelbar auf Cicero und mittelbar auf die griechische, besonders die Aristotelische Staatsphilosophie zurückführender Denkmotive in einer weitsichtigen und tiefbohrenden Synthese den Grundirrtum der heidnischen Staatsauffassung überwunden: die irdischen, diesseitigen Belange, die dem Staat als einem selbständigen Naturgebilde unterstehen, sind auf die höheren religiös-sittlichen, übernatürlichen Hochziele, die ewige Seligkeit, das gnadenvolle Heil der Einzelpersönlichkeiten und der Gesamtmenschheit, deren Verwirklichung die Kirche im friedlichen Zusammenarbeiten mit den irdischen Machthabern anzustreben hat, hingeordnet.

Die Aristotelischen Elemente baute Thomas von Aquin in die Platonisch-Augustinischen, wie überhaupt in die christlichen überlieferten Gedankenmotive hinein. Damit erhob er den bei Platon und Augustinus in das Reich des Sittlich-Religiösen reichenden Staatsbau auf das solide, breite Fundament des echt Menschlichen, Natürlichen, Sozial-Rechtlichen. Die späteren Scholastiker, vorab die Staatsphilosophen der beginnenden Neuzeit, wie Franz von Vitoria, Dominikus Soto, Suarez, Bellarmin, sowie die christlichen Denker der letzten Jahrzehnte, angeregt durch die neuzeitlichen Theorien sowie die Enzykliken Leos XIII., führten das mehr Prinzipielle der früheren Theorien im einzelnen durch, gaben ihm damit eine immer fühlbarere, brauchbarere Lebensnähe, entsprechend den Forderungen, Gefahren und Fortschritten der Stunde.

Die Gesellschaftslehre ist wohl das heute lebendigste, wichtigste Problem der Philosophie. Jedenfalls dasjenige, an dem der ganze Mensch beteiligt ist und das zahlenmäßig die meisten Menschen ergreift. Geht man die Geschichte der philosophischen Staatstheorien durch: die Einseitigkeiten des Absolutismus und Liberalismus, des Rechts-, Polizei- und Wohlfahrtsstaates, wie sie in der Neuzeit von den führenden Denkern aufgestellt wurden, so sieht man, daß die Philosophie vom Staat zu den schwierigsten aller Wissenschaften gehört: Erfahrung und Denken, Praxis und Spekulation, allgemeine, abstrakte Prinzipien und wirtschaftliche, politische, soziale, technische Gesichtspunkte, Philosophie, Psychologie, Geschichte, Recht kreuzen sich vielfältig. Gesunde, der Wirklichkeit gerecht werdende und zugleich an den ewigen Seins-, Moral- und Rechtsnormen orientierte Staatstheorien sind das Werk der vereinten jahrhundertelangen Geistesarbeit der Weisesten und Erfahrensten.

Wenn sich die katholischen Philosophen und Theologen in der Unklarheit, die allüberall gerade auf dem Gebiete der Gesellschaftslehre die Geister von heute verwirrt und bedrückt, an der in Jahrhunderten ausgereiften christlichen Staatsphilosophie schnell und sicher orientieren können, dann hat daran Platon, den der hl. Augustinus zeitlebens wegen seiner spekulativen Tiefe und seiner sittlich-religiösen Höhe bewunderte und verehrte, seinen gewichtigen Anteil.